



Angela Kunze

In wenigen Tagen geht für mich ein spannendes Jahr als Volontärin in einem Rehabilitationskrankenhaus für Kinder in Jerusalem zu Ende. Im Alyn Krankenhaus werden Kinder und Jugendliche im Alter von wenigen Monaten bis zu etwa 18 Jahren behandelt, die von Geburt an, nach Unfällen, Terrorangriffen oder schweren Krankheiten körperlich und zum Teil auch geistig behindert sind. Die meisten Patienten bleiben ein paar Monate hier, mit mindestens einem Elternteil, und bekommen Physiotherapie und verschiedenste Korsetts, Schienen, Gehhilfen oder Rollstühle.

Das Krankenhaus ist außerdem spezialisiert auf künstliche Ernährung und Beatmung, und es gibt im Haus einen Kindergarten und eine Schule für die kleinen Patienten. Meine Aufgabe bestand in der Pflege und Betreuung von sechs Kindern, die aufgrund der Schwere ihrer Behinderung und / oder der familiären Situation dauerhaft hier leben. Das waren „meine“ Kinder: im Alter zwischen drei und zehn Jahren, alle auf den Rollstuhl angewiesen, ständig oder mindestens nachts künstlich beatmet, weshalb sie nicht sprechen können. Mit einer Ausnahme werden alle künstlich ernährt, und vier von meinen sechs Patienten sind schwer bis schwerst geistig behindert.

Trotz dieser schweren und traurigen Schicksale ist bei mir der anfängliche Schock ausgeblieben, vielleicht auch weil ich vor einigen Jahren schon ehrenamtlich mit Behinderten gearbeitet habe. Vom ersten Moment an konnte ich meine Patienten einfach als süße, liebesbedürftige Kinder mit besonderen Bedürfnissen sehen und hatte – im wahrsten Sinne des Wortes – keine Berührungängste. In meiner etwa vierwöchigen Einarbeitungsphase war ich jeweils mit einer Krankenschwester und einer Pflegerin zusammen in einer Schicht. Ein besonderes Geschenk in dieser Zeit war, dass ich von einer aus Deutschland stammenden Pflegerin eingearbeitet wurde; fast alle Schwestern stammen aus Russland und sprechen ausschließlich Russisch und Hebräisch, was anfangs nicht einfach war. Nicht selten waren die Schwestern ungeduldig oder ärgerlich, wenn ich nicht verstand, was sie wollten. Dadurch war ich aber auch gezwungen, mir schnell für die Arbeit wichtige Vokabeln und Redewendungen anzueignen. Das funktionierte auch ohne Ulpan oder Selbststudium ganz gut und verbesserte auch bald das Verhältnis zu den Kollegen und den Kindern.

In den ersten Tagen schaute und hörte ich hauptsächlich zu, schrieb mir viel auf und begann langsam mit kleinen Handreichungen oder einfachen Arbeiten wie Betten beziehen oder Hilfsmittel auffüllen. Nach drei oder vier Wochen wurde ich durch den Ausfall einer Pflegerin ins kalte Wasser geworfen und fand mich plötzlich allein mit einer Schwester in der Schicht. Da die Schwester nur für die medizinische Seite zuständig ist, hieß das für mich, fünf Kinder selbstständig zu duschen, anzuziehen etc. Das war erst einmal ein Schock und ich fühlte mich überfordert, bewältigte es aber doch irgendwie. Im Nachhinein gesehen war es gut, dadurch wurde eine Hemmschwelle überwunden, ich traute mir mehr zu, arbeitete immer selbstständiger und übernahm freiwillig mehr und mehr Verantwortung. Schließlich arbeitete

ich regelmäßig Schichten nur zusammen mit einer Schwester, was für Volontäre eigentlich nicht vorgesehen ist. Dabei kamen mir zweifellos meine Berufserfahrung und mein im Gegensatz zu den meisten Volontären „fortgeschrittenes Alter“ zugute. Zu dieser zusätzlichen Verantwortung hätte ich jederzeit „Nein“ sagen können, wofür ich aber keinen Grund sah, da ich das selbstständige Arbeiten sehr genoss. Davon abgesehen war es einfach auch schön zu merken, dass die Kollegen meine Arbeit schätzten und ich ihnen wirklich eine Hilfe sein konnte.

Wie sah also ein normaler Arbeitstag für mich aus? Ich beschreibe einfach mal eine Frühschicht von sieben bis fünfzehn Uhr:

Je nachdem, ob wir zu zweit oder zu dritt arbeiten, dusche ich zwei bis fünf Kinder. Zum Beispiel einen lebhaften, starken und kaum zu bändigenden Achtjährigen, der sich gern seine Schläuche aus Bauch und Hals reißt, sobald man eine Minute nicht hinschaut, oder der einen beißt, zwickt und an den Haaren zieht. Zum Beispiel eine Vierjährige mit Muskelschwund, die nur noch den Kopf etwas bewegen kann und an bis zu drei Maschinen angeschlossen ist. Anschließend ziehe ich die Kinder an, lege ihnen diverse Schienen und Korsetts an und setze sie in den Rollstuhl oder stelle sie in eine Stehhilfe. Dann mixe ich für jedes Kind individuell seine Flüssignahrung und bereite alles für Schule oder Kindergarten vor: Wechselkleidung, Ersatzwindeln, Essen, manuelles Beatmungsgerät, medizinische Notfalltasche, Beatmungsmaschine, Sauerstoffflasche ...

Zusammen mit einer Schwester bringe ich die Kinder zur hausinternen Schule, danach wechsle und entsorge ich die Bettwäsche, fülle Dinge wie Windeln und Spritzen auf, tausche volle Suction-Behälter (die aus der Lunge abgesaugten Schleim enthalten) gegen neue aus usw. Irgendwann zwischen neun und elf schaue ich, dass ich zu meiner zehnminütigen Frühstückspause komme. Etwa zweimal pro Woche bringe ich ein Kind zum Therapiepool und ziehe es vorher und nachher um und dusche es nach der Behandlung. Außerdem bin ich vormittags oft ein bis zwei Stunden mit einem Jungen in der Schule, um aufzupassen, dass er weder sich noch andere verletzt und um ihm bei verschiedenen Aktivitäten zu helfen.

Zwischen zwölf und vierzehn Uhr habe ich eine halbe Stunde Mittagspause und esse in der Kantine. Danach hole ich die Kinder aus der Schule, bringe sie für einen Mittagsschlaf ins Bett und wechsle ihre Windeln. Da sie meist nicht wirklich schlafen ist nun Zeit, mit ihnen ein bisschen Ball zu spielen, ein Buch anzuschauen oder auch mal einfach ein Kind auf den Schoß zu nehmen. „Hoppe hoppe Reiter“ ist der Renner, und inzwischen haben auch die Krankenschwestern keine Angst mehr, dass sich die Kinder dabei übergeben. ;-)

Da die Eltern ihre Kinder im besten Fall einmal pro Woche, im schlimmsten zweimal pro Jahr besuchen, war eine meiner wichtigsten Aufgaben, ihnen ein Stück die Familie zu ersetzen, was die Schwestern auch nicht können oder wollen. Das heißt, ich habe viele Küsse, Umarmungen und Streicheleinheiten verteilt und während all den notwendigen Arbeiten viel Spaß mit meinen kleinen Patienten gemacht. So machte natürlich auch mir die Arbeit noch mehr Freude und es entstand eine familiäre Atmosphäre.

Eine ebenso simple wie wirkungsvolle Art, ihre Sehnsucht nach den Eltern zu bewältigen, war das Spiel „Zuhause anrufen“. Dazu brauchte man nichts als Phantasie und einen

Grundwortschatz Hebräisch und es funktionierte so: Ich ahme den Klingelton nach, das Kind nimmt einen imaginären Hörer ab und hält ihn sich ans Ohr, und dann spreche ich für beide: für Ima (Mama) und Abba (Papa), die wir anrufen, und für das Kind. Ganz wichtig dabei war immer die Frage, ob Mama und Papa ihr Kind lieb haben, was sie natürlich mit „Ja“ beantworten; außerdem gibt es immer einen Kuss für die Eltern (auf meine Hand) und ich gebe stellvertretend Küsse und Umarmungen von den Eltern. Von allen Spielen war das der absolute Favorit, und es war erstaunlich und berührend, wie real diese „Telefongespräche“ für die Kinder zu sein schienen. Besonders einem Jungen, der oft Schmerzen und große Angst vor allen Behandlungen hatte, half es dann, mitten in seiner Angst und seinem Schmerz Mama oder Papa „anzurufen“. Das werde ich nie vergessen. Wenn ich nur dafür nach Israel gekommen wäre – es hätte sich gelohnt!

Aber noch einmal kurz zurück zu meinem Tagesablauf. Nach der Mittagsruhe wurden wieder Windeln gewechselt und die Kinder in die Rollstühle gesetzt, dann die „Essensinfusion“ vorbereitet und verabreicht, und schließlich brachte ich die Kinder noch mit in den Nachmittagsclub, wo gespielt und gebastelt wurde. Während meiner Spätschichten habe ich dort auch mitgeholfen. Zu meinen nicht ganz alltäglichen Aufgaben zählte auch noch, Kinder zu ambulanten Behandlungen in andere Krankenhäuser zu begleiten oder Blutproben ins Labor zu bringen, Blutdruck oder Fieber zu messen und Verbände zu wechseln. Für einige Kinder musste ich auch die Wäsche machen.

Nach einem recht detaillierten Einblick in meine Arbeit nun noch ein paar allgemeine Fakten. Meine Arbeitszeit betrug 40 Stunden in der Woche, mit zwei freien Tagen pro Woche und zwei Urlaubstagen pro Monat. Ich habe in drei Schichten gearbeitet, mit bis zu zwei Nachtschichten pro Woche, die ich aber freiwillig gemacht habe. Wenige Male habe ich wegen krankheitsbedingten Ausfällen mehr als 40 Stunden gearbeitet, aber es kam auch öfters vor, dass ich weniger arbeiten musste, wenn kein Bedarf bestand. Zu meinem Dienstplan konnte ich Wünsche äußern, die fast immer berücksichtigt wurden. Es war zum Teil etwas schwierig, Urlaub zu bekommen im gewünschten Zeitraum und z.B. eine Woche am Stück, dafür musste ich mitunter ziemlich kämpfen bzw. war es meist bis ganz kurz vorher noch nicht klar, ob der Urlaub genehmigt wird. Abgesehen davon hatte ich aber keinerlei Probleme mit meiner Chefin.

An der Unterbringung im Krankenhaus hatte ich nichts auszusetzen (wenn man keinen deutschen Standard anwendet ...). Wir wurden ausreichend gepflegt, konnten an fünf Tagen in der Woche in der Kantine essen und bekamen darüber hinaus wöchentlich Grundnahrungsmittel geliefert. Das Taschengeld in Höhe von 600NIS (bzw. 635NIS ab dem 7. Monat) wurde regelmäßig am Anfang des Folgemonats ausgezahlt. Als Extra konnte man sich die Hälfte eines Sprachkurses vom Krankenhaus erstatten lassen und Postkarten und Briefe kostenlos verschicken.

Die Volontärsbetreuung durch eine Sozialarbeiterin war ausgezeichnet, es gab wöchentliche Treffen, bei denen aktuelle Fragen, aber auch verschiedenste kulturelle oder unsere Arbeit betreffende Themen behandelt wurden. Darüber hinaus konnte man bei Bedarf jederzeit einen Termin für Einzelgespräche mit unserer Betreuerin vereinbaren.

Das Spannendste kommt zuletzt: Was hatte ich mir von diesem Jahr erwartet, und wie weit hat sich das erfüllt?

Dazu muss ich sagen, dass meine Ausgangssituation anders war als die der meisten Volontäre. Ich kam mitten aus dem Berufsleben und einer auch damit zusammenhängenden Krise und war acht bis zehn Jahre älter als der durchschnittliche Volontär. Letzteres spielte erstaunlicherweise fast keine Rolle, ich fühlte mich nicht als Außenseiter und wurde, glaube ich, auch nicht so wahrgenommen. Wenn ich mich über meine WG und den Hauskreis hinaus trotzdem nicht so in die große Vologruppe eingefügt oder eingebracht habe, liegt das einfach in meiner Natur. Ich pflege lieber wenige intensive Freundschaften und empfinde zu viele oberflächlichere Beziehungen eher als anstrengend. So war es auch hier mit den anderen Volontären. Von einigen kenne ich nicht viel mehr als den Namen, aber mit denen, die ich besser kennen gelernt habe, habe ich dafür wirklich ein gutes Verhältnis.

Meine Erwartungen an diese Zeit hier waren zum Teil recht profan und egoistisch: Ich wollte weg aus meinem Job und mal etwas ganz anderes, sinnvoller machen, und gleichzeitig mir doch noch den schon begrabenen Traum vom Leben im Ausland erfüllen. Ich wollte gern mein Englisch verbessern oder sogar eine neue Sprache lernen. Ich wollte mich selbst besser kennen lernen. Und ich sehnte mich danach, Gott greifbarer zu erfahren in meinem Leben. Ich hoffte, das wäre der Fall, wenn ich meine äußeren Sicherheiten aufgeben würde und mich dadurch mehr auf Gott würde verlassen müssen. Allerdings hatte ich mich auch darauf eingestellt, ziemliches Heimweh zu haben und mich nur schwer einzugewöhnen.

Soweit man das beurteilen kann, während man noch in einer Situation drin steht, würde ich sagen: Ja, es haben sich all meine Erwartungen erfüllt, und noch Einiges darüber hinaus. Ich habe viel Abstand gewonnen von meiner damaligen Ausgangssituation, habe dieses Jahr trotz Arbeit als Sabbatjahr genossen und wieder gelernt, was es heißt, gern zur Arbeit zu gehen. Ich habe meine Arbeit hier als unglaublich befriedigend und sinnvoll empfunden und nebenbei meinen Traumberuf entdeckt: mit behinderten Kindern zu arbeiten. Nach weniger als einem Monat habe ich mich hier schon absolut zuhause gefühlt – keine Spur von Heimweh!

Natürlich hat sich mein Englisch verbessert, man braucht es hier ja fast täglich, und ich habe auch Bücher auf Englisch gelesen. Auch wenn das sicher nicht der wichtigste Grund war, um nach Israel zu kommen – es hat Spaß gemacht! Für einen Ulpan war ich dann doch zu faul, aber dafür, dass ich nicht wirklich gelernt habe, kann ich mich trotzdem ganz gut verständigen und habe sogar öfters Komplimente bekommen für mein Hebräisch. Ich mache mir einfach nichts aus meinen Fehlern, solange ich nur verstanden werde. Chuzpe! ;-)

Und ja, ich habe mich auch selbst besser kennen gelernt – in positiver wie negativer Hinsicht! Zuallererst habe ich im täglichen WG-Leben gemerkt, wo meine Grenzen oder Defizite sind, aber auch dass ich manches kann, was ich mir nicht zugetraut hätte, oder dass andere etwas an mir schätzen, das mir gar nicht so bewusst war. Ich habe gelernt zu vergeben, andere Einstellungen zu Ordnung zu ertragen, auch mal selbstlos zu sein, nicht zu schnell zu (ver)urteilen, und ich bin toleranter geworden, was andere Lebens- und Glaubensstile angeht.

Tja, und Gott? Vor kurzem habe ich mal gedacht, glaubensmäßig hat sich ja nicht so viel getan in dieser Zeit. Ich habe wirklich viele Sicherheiten aufgegeben und erlebt, wie Gott mich

versorgt und mir dieses wunderbare Jahr geschenkt hat – und es fällt mir trotzdem immer noch schwer, Ihm zu vertrauen (z.B. in Bezug auf die nächste noch so unsichere Zukunft)! Aber auf den zweiten Blick hat sich dann doch Einiges getan, vielleicht nur anders, als ich es mir vorgestellt hatte. Einige sehr alte Wunden haben, zuerst ganz unbemerkt, zu heilen begonnen. Ich habe die geistliche Gemeinschaft im Hauskreis und auf Seminaren sehr genossen, nachdem ich in Deutschland lange Zeit keinen Hauskreis hatte. Ich konnte vom Glauben der anderen Volos lernen, mich inspirieren lassen und über den geistlichen Tellerrand schauen – so viele Unterschiede, und überall kann man sich ein Stück abschneiden!

Und nicht zuletzt sind mir die Augen geöffnet worden (hauptsächlich durch Hauskreis und Seminare und den Besuch einer messianischen Gemeinde) für die Bedeutung des Volkes Israel. Theoretisch war mir das schon klar, aber es war mir bei weitem nicht so wichtig wie jetzt, wo es noch einmal eine ganz neue Dimension bekommen hat. Ich stehe immer noch am Anfang, aber mein Appetit ist erwacht!

Auf den Spuren Jesu zu wandeln hat mir nicht so sehr einen heiligen Schauer über den Rücken gejagt. Aber ich liebe Jerusalem und das ganze wunderschöne Land, und Sein Volk steht mir nun so lebendig vor Augen, wann immer es in der Bibel erwähnt wird! Und obwohl ich die Juden nicht um die ganzen Gesetze beneide, hat es mich schon beeindruckt, wie viel mehr hier der Glaube mit dem alltäglichen Leben verbunden ist. Oder wie ehrfürchtig sie Gott und seinem Wort begegnen. Wie sie den Shabbat feiern. Wie sie überhaupt feiern! Ich würde mir wünschen, dass ich davon Einiges für mein eigenes (Glaubens-) Leben übernehmen kann!

Ja, und ohne HAGOSHRIM hätte ich all diese Erfahrungen wahrscheinlich nie gemacht! An dieser Stelle muss ich wirklich ein dickes Lob und Dankeschön an Ingrid und Olga aussprechen, die sich hier mit so vielen Problemen herumschlagen und so viele Fäden in der Hand halten, und das alles mit 150%igem Einsatz und viel Geduld und Liebe. Im Vergleich mit anderen Volontären von anderen Organisationen merkt man erst so richtig, welch ein Luxus es ist, zwei kompetente Ansprechpartner in der Nähe zu haben, die außerdem noch soviel auf die Beine stellen. Ein echter Segen!

Zusammenfassend kann ich nur sagen, das ganze Jahr war für mich ein einziger Segen, ein riesengroßes Geschenk, für das ich unendlich dankbar bin! Ich hoffe und glaube, dass Gott mich hier gebrauchen konnte, auch wenn ich eigentlich nicht hierher kam, um Gottes Volk zu segnen.

 Angela Kunze